

Sonderdruck aus:

Werner Jung (Hg.)

Literatur ist gefährlich

Dieter Wellershoff zum 85. Geburtstag

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2010

Werner Jung

Geglücktes Unglück

Dieter Wellershoffs gefährliche Literatur

Literatur ist entweder gefährlich oder trivial. Man könnte auch sagen, daß sie nur als gefährliche existiert. Im anderen Falle bleibt sie bloße Konfektionsware, die sich zwar gut verkaufen und konsumieren läßt, aber restlos dann auch verschwindet – im besten Fall im und als Altpapier. „Literatur, die etwas taugt, ist gefährlich“, schreibt Dieter Wellershoff an einer Stelle seines Buches „Der verstörte Eros. Zur Literatur des Begehrens“, „denn sie rührt an die Sprengsätze der menschlichen Existenz. Sie kann gefährlich sein für den Leser, weil sie ihn mit Erfahrungen konfrontiert, die er in den Routinen und Begrenzungen seines alltäglichen Lebens gewöhnlich zu vermeiden versucht. Und sie ist vor allem gefährlich für den Autor, der sich [...] in ihrem Dienst auf eine Höllenfahrt begibt, dabei allerdings in ihr einen mächtigen Schutz genießt. Denn in ihr verwandelt er auch die Irrtümer, Niederlagen und Verletzungen seines Lebens in eine Erfahrung der Kompetenz.“ Und eben darauf kommt er auch im Gespräch mit Heinrich Deserno (in diesem Band) immer wieder zurück.

Literatur ist für alle, die sie betrifft, gefährlich – wenn auch auf unterschiedliche Weise, wenn auch in verschiedenen Intensitäten. Es geht schließlich um die Existenz. Der Autor schreibt um sein Leben, und dem Leser geht dabei möglicherweise ein Licht auf: Ach, so ist das – so könnte man die Dinge auch betrachten. Literatur, darauf hat Dieter Wellershoff schon früh in poetologischen Reflexionen hingewiesen und mit Nachdruck insistiert, stellt so etwas wie einen ‚Simulationsraum‘ oder eine ‚Probephühne‘ dar, auf der lebenswichtige, noch radikaler: überlebensnotwendige Probleme und Konstellationen verhandelt werden. Literatur ist nicht das Leben, sondern – um eine Formulierung Georg Simmels hier zu verwenden – immer ‚Mehr-Leben‘ und ‚Mehr-als-Leben‘. Denn in ihr wird das Leben verschärft, werden krisenhafte Momente und Situationen aufgezeigt, werden Fallgeschichten und Geschichtsfälle demonstriert. In anderen Worten und recht verstanden: Literatur im Sinne Dieter Wellershoffs vermittelt Aufklärung über das Leben, Aufhellungen über jenes „Dunkel des gelebten Augenblicks“, in dem ich im Blick auf eine bekannte Formulierung des jungen Ernst Bloch auch die Texte des Kölner Schriftstellers verorten möchte.

Der Erzähler, Medienautor und Essayist Dieter Wellershoff nimmt sich, so könnte man den Grundimpuls für sein Schreiben bezeichnen, des Lebens gerade dort an, wo es penetrant aufdringlich, nämlich zu nahe ist, wo die Gegenwart zum schädlichen Raum (Georg Lukács) wird und Alltäglichkeit zur Last fällt. In der Sprache der Medizin: Wellershoffs Texte – und man könnte die frühen Hörspiele daraufhin ebenso durchmustern wie die späteren Fernsehspiele, die Erzählungen und Novellen, schließlich alle Romane, nicht zuletzt das sog. ‚Spätwerk‘ – diagnostizieren Lebenskrisen; die Protagonisten – und ich scheue mich hier, von Figuren zu sprechen, weil sie aufklärerischen wie realistischen Eingedenkens Menschen nachgebildet, also nicht bloß ausgedacht sind – haben massive Probleme: mit sich selbst und/oder ihren Partnern, mit der Umwelt oder der ganzen Gesellschaft. Daher täte man gut daran, sich einer traditionellen ästhetischen Kategorie wiederzubesinnen: nämlich der des Typus, womit bekanntlich keine Typen oder Stereotypen gemeint sind, sondern vielmehr jene Art von Helden, deren besondere Probleme zugleich etwas über den Stand und Zustand gesellschaftlicher Befindlichkeiten auszusagen in der Lage sind.

Wir brauchen hier nur an Wellershoffs Romane seit den sechziger Jahren zu denken, um die Idee bzw. Kategorie des Typus mit dem Fleisch gesellschaftsgesättigter Erfahrung zu füllen: Es beginnt mit „Ein schöner Tag“ (1966) und der minutiösen Beschreibung einer Dreierkonstellation, einer Rumpffamilie, in der sich Vater, Sohn und Tochter unter Vorspiegelung falscher Tatsachen und konventioneller Höflichkeiten tatsächlich bis zur völligen Entfremdung auseinandergelebt haben; der Protagonist aus der „Schattengrenze“ (1969) hat sich in dunkle Machenschaften und Geschäfte verstricken lassen und bewegt sich jetzt wirklich wie – einer beginnenden Schizophrenie zufolge – auch im Imaginären in einem Grenzbereich; Kommissar Bernhard in „Einladung an alle“ (1972), in seiner Lebensmitte angekommen, beruflich zwar erfolgreich und familiär gesichert, spürt doch dunkel, daß er auf der Stelle tritt, daß sein geplantes Buch nicht vorankommen will und daß einzig noch in der Jagd auf den Kleinkriminellen Find-eisen die Chancen für sein weiteres Voranleben liegen; Klaus Jung dagegen in „Die Schönheit des Schimpansen“ (1977) leidet an einer tiefen Kränkung und Schmach, die – weil nicht verarbeitet – eruptiv aufbricht und ihn zum Mörder einer Unbekannten und schließlich zum Selbstmörder werden läßt; Ulrich Vogtmann aus „Der Sieger nimmt alles“ (1983) wiederum sieht jahrzehntelang wie der ewig strahlende Siegertyp aus, der sich alles nimmt und dabei noch vergoldet, bis ihn windige Partner und riskante Geschäfte um

alles bringen, um sein Firmenimperium, die Familie und das eigene Leben; das Quartett aus „Der Liebeswunsch“ (2000), diese beiden so ungleichen Paare, können tun und lassen, was sie wollen, sie stecken doch in den falschen Beziehungen, wobei es müßig ist, darüber zu sinnieren, ob und wie es für sie anders, besser oder richtig gelaufen wäre. Es ist, wie es ist, wie das Leben halt so spielt und einem mitspielt.

Dieter Wellershoff spitzt die Dinge zu, verschärft die Konflikte zu Existenzkrisen, in denen plötzlich etwas aufscheinen kann: eine intuitive Erkenntnis, die Einsicht, daß da etwas völlig verfahren ist, daß ein Lebensentwurf sich als Illusion herausstellt, daß die romantische Liebesvorstellung (Du oder keine) eine schmerzliche Täuschung und die auf Prosperität abweckende Biographieplanung vielmehr ein einziges grandioses Desaster gewesen ist. Für die Helden kommt diese Einsicht als Erfahrung jedoch meist zu spät. Nur wir – Autor wie Leser – haben das Glück, diese (oder noch andere) Erfahrungen zu machen und dann bereichert wieder aus dem Text ins wirkliche Leben zurückzukehren.

Hat so nicht auch das begonnen, was wir uns seit dem mittleren 18. Jahrhundert angewöhnt haben, Aufklärung zu nennen? Erinnern wir uns nur daran, daß es auch da – etwa bei Lessing – keine strahlenden Helden, keine blanken „Kopiervorlagen“ (Luhmann) für richtige Verhaltensweisen gegeben hat. Nein, es handelte sich auch seinerzeit schon um „problematische Helden“ (Lukács), um vertrackte Beziehungen und schwierige Verhältnisse. Und es ging weiter auch darum, die Rezipienten, Zuschauer wie Leser, mitzubeteiligen, sie durch Empathie mitempfinden und -leiden zu lassen. Dem ästhetischen Wirkungspostulat gebürte der erste Rang. Zeitgenössische Quellen wissen davon zu berichten, daß bei der Aufführung etwa von „Miß Sara Sampson“ die Tränen in Strömen geflossen sind. Doch Lessing wollte zweifellos noch weit mehr; er wollte sein Publikum zur Reflexion anstiften, zum Nachdenken darüber, was warum und wie schiefgelaufen war – in diesem Stück, im Leben. Das Mitleiden bildete sozusagen erst die innere Voraussetzung für nachträgliche Gedankenarbeit. Ohne Empathie, ohne dasjenige, was man in moderner Terminologie auch ruhig existentielle Betroffenheit nennen darf, ist Reflexion nicht möglich, Kommunikation unmöglich. Denken wir daran, daß Aufklärung auch als ein Kommunikationsprozeß verstanden werden muß.

Mit einem großen Sprung über die Jahrhunderte hinweg ließe sich sagen, daß, auch wenn sich das naive Wirkungspostulat der Aufklärung heute verloren hat bzw. verwässert worden ist, zum Grundbestand ästhetisch-

poetologischer Überzeugungen im Prozeß der Moderne weiterhin gehört, daß Literatur ihre Leser betreffen und betroffen machen muß, daß jegliches Nachdenken und jede Diskussion um jenen Punkt gravitiert, der da heißt: Es geht auch um dein Leben! Jean-Paul Sartre hat – vielfach mißverstanden – diesbezüglich vom Engagement der Literatur gesprochen; darunter sollte man, wie Lothar Baier in seinem Essay „Was wird Literatur?“ (2001) formuliert hat, eine Art Vermittlung verstehen. Schreiben meint, so Baier weiter, ein „veränderndes Enthüllen“, das in Richtung auf einen in der Zukunft zu schaffenden Zustand zielt; hierzu bildet Lektüre, wo sie zur kritischen Reflexion aufgespannt wird, das Scharnier. Am Ende stehen wieder – so oder so – das Leben und die Praxis. Noch einmal Lothar Baier: Literatur ist eine „durch anderes nicht ersetzbare Form von Welterkenntnis und Reflexion“.

Von hier ist der Weg zum Werk und Denken Dieter Wellershoffs nicht weit. Denn die Überlegungen von Sartre wie von Baier berühren sich an vielen Punkten auch mit denen des Kölner Schriftstellers, den der Rezensent und Kritiker Baier seit frühen Tagen überaus geschätzt und gewürdigt hat. Ich verweise an dieser Stelle nur auf die beiden großen Bücher „Der Roman und die Erfahrbarkeit der Welt“ (1988) und „Der verstörte Eros“ (2001). Sie liefern nicht nur in systematischer Hinsicht eine Poetik des modernen Romans seit Cervantes, sondern auch noch eine in ihrer Fülle und Reichhaltigkeit an Einzelinterpretationen beeindruckende Geschichte der Gattung, ja bieten darüber hinaus eine bündige Motivgeschichte an. Der moderne Roman kann und muß zum einen gelesen werden als Roman der Krise, als Darstellung und Inszenierung fortschreitender Entgrenzungen unserer Wahrnehmung, also: als Schule des Sehens, allgemeiner noch: als Schule unseres gesamten menschlichen Empfindungsapparats; zum anderen und oftmals zugleich entfaltet dieser moderne Roman auf dem thematischen Feld von Liebe und Liebesverrat, in der Region sexuell bestimmter zwischenmenschlicher Beziehungen, sein besonderes Profil.

Vor allem in dem Essayband „Der verstörte Eros“, der so etwas wie Wellershoffs eigene private Lektüre-Hitliste vorstellt, plausibilisiert er in einer Vielzahl luzider Interpretationen die These, wonach sich, nachdem die aufklärerische Idee einer partnerschaftlichen Beziehung der Geschlechter samt nachfolgendem romantischem Liebescode verabschiedet worden ist zugunsten überaus hypertropher Ideologeme, das Themenbündel Liebe, Sexualität, Ehe und Ehebruch mäandernd durch die europäische Literatur zieht. Am Ende, nämlich dieser Tage, stehen wir mit Autoren wie Houellebecq oder

Bret Easton Ellis vor einem einzigen Scherbenhaufen, ist dasjenige, was als Desillusionsromantik im 19. Jahrhundert mit Stendhal, Balzac oder Flaubert begonnen hat, schließlich verabschiedet worden: „Das Glücks- und Erfolgsprogramm der herrschenden Kultur“, so Wellershoff im Blick auf die Romane des Franzosen Houellebecq, „das sich mit einem letzten Schub in den sechziger und siebziger Jahren auf breiter Front gegen die traditionelle bürgerliche Verzichtsmoral des 19. Jahrhunderts durchgesetzt hat“, werde „zu einer inhumanen Ideologie erklärt, die einen dunklen Untergrund erzeugt und es zugleich durch den Talmiglanz einer umfassenden Selbstwerbung verbirgt.“ (Vgl. dazu auch den Essay von Georgeta Vancea.)

Mir scheint, daß hierin nicht allein der Leser und Interpret, ein – im übrigen glänzender – Essayist, spricht, sondern zugleich auch wieder der Schriftsteller Wellershoff, dessen literarisches Œuvre, allem anderen voran die Romane, im Sinne einer ‚Negativen Dialektik‘ darum kreist, Geschichten aus dem wirklichen Leben zu erzählen: Geschichten über den Beziehungswahn und Alltagsirrsinn, über „Glücksucher“ und andere „Flüchtige Bekanntschaften“, über „Die Körper und die Träume“ (alles Titel Wellershoffscher Bücher), über alles in allem – und hier ist der Roman selbigen Titels Stichwortgeber, Höhepunkt und Zusammenfassung zugleich – den unstillbaren „Liebeswunsch“.

Wer ist diese junge Frau Anja, die sich am Ende des Romans rücklings über eine Balkonbrüstung im 14. Stock stürzt? Sie will Schluß machen, für immer. „Schluß mit den Täuschungen, den Demütigungen, der Angst und der eigenen Schwäche“, wie es heißt. Was hat sie in diese ausweglose Lage gebracht? – „Manchmal denke ich, daß ich nicht sie erklären muß, sondern mich, mein Interesse an ihr, das so spät, fast sechs Jahre nach ihrem Tod, wieder in mir erwacht ist.“ Das ist der erste Satz des Romans „Der Liebeswunsch“. Wer spricht hier, und welches Geheimnis verbirgt sich dahinter? Sogleich wird der Leser in einen Sog gezogen, für den die Wellershoffschen Texte bekannt und nachgerade berüchtigt sind, ein Sog, aus dem man sich nur schwer befreien kann – selbst am Ende nicht, als die Geschichte vermeintlich aufgelöst ist und sich die Strukturen geklärt haben.

Köln in den neunziger Jahren, genauer noch: das Köln des gehobenen Bürgertums, der Ärzte und Anwälte, Akademiker und Kulturschickeria. Der diskrete Charme der Bourgeoisie halt. Hier spielt sich das Leben der vier Protagonisten ab: des Richters Leonhard, der nach einer gescheiterten Ehe mit der Ärztin Marlene eine neue Verbindung mit der wesentlich jüngeren Anja eingegangen ist, und des ebenso erfolgreichen Chirurgen Paul, der nun mit

Marlene zusammenlebt. Doch nicht nur die Freundschaft der beiden Paare steht auf schwankendem Boden, stellt, in den Worten Pauls, eine immer brüchiger werdende Konstruktion vor, nachdem er, Paul, sich Anja zeitweise zur Geliebten genommen hat, nein, mit fortschreitender Geschichte erweist sich einmal mehr, daß die Erwartungen und Hoffnungen aller Figuren, ihre auf Liebe und Partnerschaft setzenden Lebensplanungen, zum Scheitern verurteilt sind, weil sie zufällig an die falschen Personen geraten. Die längste Zeit macht man sich daher etwas vor, sich selbst und dem oder den anderen – vergeblich, denn mit Macht widersetzt sich die Realität mit ihren Forderungen und Ansprüchen dem schönen (tatsächlich aber bloß: häßlichen) Schein, zerstört die Idiosynkrasien und durchlöchert die Lebenslügen. Nicht bloß Anja, die ohnehin von Anfang an wie ein Fremdkörper in dieser besseren – soll man gar sagen: in der feinen? – Gesellschaft gewirkt hat, büßt ihr Leben ein, auch die anderen bleiben mehr oder weniger auf der Strecke: als Gefühlskrüppel, hart und gepanzert wie Marlene, die sich auf ein Singledasein eingerichtet hat, oder auf der anderen Seite infantil-flatterhaft wie Paul mit seinen kurzfristigen Affären; endlich noch Leonhard, der, tief gekränkt, von der Ehe als einem gescheiterten Projekt spricht und sich zurückzieht. Es existieren wohl diese Punkte im Leben, an denen es, wie es Paul einmal dämmert, „nichts Richtiges mehr gibt“ und alles, was man sagt oder tut, einfach falsch ist. Und mit Sicherheit ist es weiterhin so, wie sich Marlene einmal äußert, daß „Gewohnheit und Praxis“ eine „Schutzschicht“ ausbilden, die im Alltag zwar Bedrohliches abwehrt, um dahinter oder darunter aber noch weit gefährlichere Bezirke aufklaffen zu lassen. Ob das Glück eben immer bloß anderswo weilt? No way out – wie weiter? Welcher Leser und welche Leserin finden darauf die Antwort?

Die Erzählsammlung „Das normale Leben“ (2005) steht wieder ganz auf der Linie seines Lebenswerks; im Vordergrund rangiert jenes normale Leben, das sich zwischen den Pendelausschlägen von Alltäglichkeit und Ausbruch, von Gewohnheit und Gewöhnlichkeit einerseits, dem Wunsch und Begehren nach der Alternative und den Wonnen des Augenblicks andererseits abspielt. Es geht darum, diese Balance zu finden zwischen Norm und Abweichung. Zwischen einem Alltag, der ebenso Stagnation wie auch ein ‚pièce de resistance‘ darstellt, und der unstillbaren Sehnsucht nach dem ganz anderen – dem glücklichen Augenblick, einem Moment des Ausbruchs aus dem Gehäuse der Hörigkeit.

Die meisten der zehn Erzählungen – darunter drei umfangreichere mit 50 bis 70 Seiten – handeln von älteren und alternden Menschen, Männern

und Frauen, die sich an Stationen ihres Lebens- und Liebesgeschicks erinnern, die versuchen, die komplizierten privaten Dramaturgien und Beziehungskonstellationen zu ordnen oder auch verstehen zu wollen, und die sich nicht zuletzt daran abarbeiten, die bekannt-unbekannte „Dunkelheit des gelebten Augenblicks“ aufzuhellen. Oder, wie Wellershoff in „Das Sommerfest“, der längsten Erzählung, an einer Stelle selbst schreibt: „Wie es zu Hause war, wußte man nicht. Das Private war eine Dunkelkammer. Nicht immer nur für die anderen. Die Dunkelkammer der Sprachlosigkeit.“

Ja, dieses normale Leben steht auf dem Prüfstand, wird, wie z.B. in der Titelgeschichte, bilanziert: da finden sich die verschiedenen Beziehungen zu Frauen, Krankheiten und Tod, da ist ferner von der Konfrontation mit einem 26jährigen Selbstmörder die Rede, dessen Tagebuchaufzeichnungen der alternde Protagonist zur Durchsicht erhält und nach deren Lektüre er wieder einmal bestätigt wird in seiner lebensphilosophisch-existenzialistischen Sicht der Dinge: „Leben ist der Wert schlechthin. Alle anderen Werte sind davon abgeleitet.“

Sollte man das Ende dieser Geschichte schließlich nicht gar als Lebensmaxime, als Quintessenz auch aller anderen Wellershoffschen Geschichten lesen? Nämlich aus Einsicht in die Begrenztheit des Lebens überhaupt, und des eigenen allzumal, nichtsdestotrotz unbeirrt gerade deshalb an ihm festzuhalten: „Er stand, umgeben von Stille, in diesem Gedankenwirbel, der ihn aufwühlte, aber sich allmählich von selbst ordnete. Er war ein alter Mann, der auf Abruf lebte, versehen mit der Weisung, noch einmal und solange es ging in sein normales Leben zurückzukehren. Wie auch immer es lief: Er hatte Grund, das zu feiern.“

Dieter Wellershoffs letzter Roman „Der Himmel ist kein Ort“ (2009) erzählt von einem jungen evangelischen Pfarrer, Ralf Henrichsen, der nachts zu einem Verkehrsunfall mit tragischem Ausgang gerufen wird, um seelsorgerisch den überlebenden Fahrer eines Unfallwagens zu betreuen. Der Wagen ist unter ungeklärten Umständen von der Straße abgekommen und in einen Baggersee gefahren: Die Frau des Fahrers ist ums Leben gekommen, ihr gemeinsames Kind überlebt – mit schwersten Schäden. Völlig apathisch reagiert der Ehemann und Vater. Auf diesem Hintergrundtableau entwickelt Wellershoff einen Erzähltext, dessen Dramaturgie neben den äußeren Geschehnissen und den in der Gemeinde fortan grassierenden Diskussionen wie Verdächtigungen – hat dieser Karbe möglicherweise seine Frau aus Eifersucht oder anderen Motiven umgebracht? – vor allem um die Entwicklung des jungen Pfarrers kreist. Durch das dramatische Ereignis muß er sich

einmal mehr fragen, wie es um seinen eigenen Glauben bestellt ist, ja, um Glaubensfragen insgesamt und auch die Trostfunktion, die ein Priester und Seelsorger überhaupt zu leisten imstande ist. Hart packen ihn grundsätzliche Zweifel an, plagen ihn Ängste und Nöte, die er in Gesprächen mit Freunden und Kollegen, intensiv dann auf einer Tagung diskutiert: Plötzlich, so gesteht er einem Kollegen, habe er denken müssen, daß alles, was in der Bibel steht und woran er immer geglaubt hat, nicht mehr gelte. „Weder die Erschaffung von Himmel und Erde durch Gott noch seine eigene Existenz. Und auch nicht die Auferstehung Christi, seine Himmelfahrt und seine Wiederkehr beim Jüngsten Gericht. Nichts war mehr da.“ Mit dem Resultat, daß er folglich alles für Fiktionen hält, was er den Menschen erzählt. Gerade die seiner Meinung nach krampfhaften, zuweilen geradezu grotesk-lächerlichen Versuche der Amtskirche, den Glauben durch populäre Aktionen den Menschen wieder näherzubringen und schmackhaft zu machen, bestärken ihn weiter in seinem Zweifel, der darin gipfelt, daß er seinem Freund einbekennt: „Uns fehlen die Worte und die Wahrheiten und der Glaube. Wir simulieren nur.“

Dennoch – es gibt daneben auch noch eine andere Geschichte. Im Subtext des Romans scheint noch eine Nebenhandlung auf; sie erzählt von einer gekränkten und enttäuschten 50-jährigen Frau, die ihre Faszination von dem jungen Priester durch Briefe an ihn ausdrückt und endlich die Aufforderung zu einem Kennlern-Besuch ausspricht. Henrichsen, dem die Frau ebenfalls aufgefallen ist in einem Moment seiner Predigt, „der sie beide, so fremd wie sie einander waren, für Sekunden zu einer Einheit verschmolzen hatte“, läßt sich auf das Angebot ein, reist zu der Fremden, riskiert das Abenteuer und wird mit der Lebensgeschichte einer Frau konfrontiert, die das Leben im goldenen Käfig aufgegeben hat und nun nach neuer Orientierung sucht – jedoch tief in ihren Zwängen verfangen ist, wie Henrichsen am Ende einer langen Nacht glaubt festgestellt zu haben. Darin ähnelt sie ihm, und das, so motiviert er seine wortlos-überstürzte Verabschiedung von der noch schlafenden Frau, ist ihm einfach zu viel. Er kehrt zurück in seinen Alltag, erfährt, daß sich Karbe das Leben genommen hat, und fühlt sich nun endgültig „vollkommen leer“. „Alles war, wie es war. Zu ändern war nichts.“ Scheinbar resigniert macht er weiter, kompensiert die innere Leere durch äußere Betriebsamkeit und Hektik im Amt. Bisweilen „hatte er das Gefühl, dass er mit allem, was er tat, einen Schutzwall gegen eine ständig drohende Formlosigkeit und einen schleichenden Verfall zu errichten versuchte.“

In der andauernden Suche nach Antworten könnte vielleicht beschlossen liegen, was Wellershoff verschiedentlich als Wahrheit der Literatur bezeichnet hat. Wahr nämlich ist sie dann, wenn der Leser „durchgerüttelt“ wird, wenn seine „ganze Person“ in Bewegung gerät, wobei er durchaus, so Wellershoff im Gespräch mit Michael Fabian 1978, „ruhig einmal untergehen“ mag. Die Wahrheit der Literatur – das ist ihre Referenz. Literatur, noch einmal, ist gewiß nicht das Leben, sondern vielmehr ebenso immer ‚Mehr-Leben‘ wie ‚Mehr-als-Leben‘. Sie ist Lebensdeutung, insofern sie an der Erschließung verborgener Möglichkeiten mitarbeitet. Und etwas anderes als das Leben, als unser je eigenes Leben haben wir nicht. Nach uns die Sintflut. Wellershoff am Ende seiner Frankfurter Poetikvorlesungen aus dem Jahre 1996, die unter dem Titel „Das Schimmern der Schlangenhaut“ erschienen sind: Es gebe keinen Grund, sich vom Leben „abzuwenden und den Anblick seiner dschungelhaften Dichte, seiner Widersprüche und Unberechenbarkeiten gegen den Schematismus konstruierter Weltmodelle oder die Illusionen künstlicher Paradiese einzutauschen“.

Dieter Wellershoffs Literaturverständnis ist ebenso produzenten- wie rezipientenorientiert; die Vorwürfe fürs Schreiben folgen seinen „Gegenständen des Interesses“, wie eine kleine Szenenfolge von Notaten, Aphorismen, Gedankensplintern und kurzen Erzählungen von 1985 heißt. Immer bildet das Leben dabei den dunklen Untergrund, ist es dasjenige, was Wellershoff eine Erfahrung nennt, das im Schreibprozeß dann verarbeitet, verdichtet und konzentriert wird. Das Leben, Welt und Gesellschaft, dies bringt Wellershoff als zentrale biographische Erfahrung nach Faschismus und Weltkrieg (vgl. dazu den autobiographischen Text „Der Ernstfall“ [1995]) als Hypothek in die neue demokratische Nachkriegsgesellschaft des Westens mit, müssen als offene dynamische Systeme begriffen werden. Es gibt keine Steuerungszentren, keine Teleologie, auch keine verbindliche transzendente Heimat mehr für den einzelnen. Statt dessen existiert ein unübersehbares Beziehungsgeflecht aus Interaktionen, ein großer Wechselwirkungszusammenhang – mit Georg Simmel und der modernen Soziologie zu sprechen. Und das Leben, das wir tatsächlich führen – jeder einzelne von uns –, „stellt nur eine besondere und in mancher Hinsicht zufällige Auswahl aus einem weiten Horizont unaktualisierter Möglichkeiten dar“.

Um so wichtiger, ja notwendiger erscheint deshalb die Literatur, das ‚literarische Feld‘ (Pierre Bourdieu), da auf ihm – insbesondere in der komplexesten Form des Romans – alternative Möglichkeiten und Spielräume vorgeführt, also: simuliert werden können. Der Autor erzählt Geschichten, in

denen Fragehorizonte, blinde Stellen und offene Probleme aufscheinen, die beim Leser für produktive Verunsicherungen sorgen.

Keine letzten Worte, wohl aber möglicherweise eine prägnante Verdichtung für seine Ansichten über die Literatur und das Leben, die Welt und den einzelnen in ihr hat Dieter Wellershoff an einer Stelle seiner Böll-Preisrede aus dem Jahre 1988 geliefert. Da heißt es: „Ich stelle mir manchmal die Aufgabe, in einer vom Zufall durchmischten Welt zu leben, im Bild eines Kartenspiels vor. Man zieht gute und schlechte Karten, Vor- und Nachteile, Glücks- und Unglücksfälle, Gaben und Handikaps in einer zufälligen Mischung und Reihenfolge und muß nun versuchen, damit sein Spiel zu machen. Allmählich kann man vielleicht Ordnung in das Chaos bringen und seinem Spiel eine Richtung, eine eigene Logik geben. Doch das entstandene Muster kann stets durch neue Herausforderungen durchkreuzt werden, die die Zukunft offen halten als ein Feld unterschiedlicher Möglichkeiten.“

In diesem Sinne möchte man dem Autoren zurufen, daß er dem vorliegenden Werk noch weitere Bücher hinzufügen soll, daß er seinen Lesern noch viele dieser unterschiedlichen Möglichkeiten zeigen, daß er sie mit weiteren „krisenhaften Situationen“, die uns ja, wie es im Essay „Double, Alter ego und Schatten-Ich“ (1991) heißt, nicht nur herausfordern, sondern, wo sie uns existentiell betroffen reagieren lassen, mit einem „Horizont verschiedener Möglichkeiten“ konfrontieren und damit endlich mit „eine[r] Erfahrung, die beängstigend und befreiend sein kann“.

Inhaltsverzeichnis

Werner Jung	
Geglücktes Unglück	7
Literatur als Erfahrung.	
Heinrich Deserno im Gespräch mit Dieter Wellershoff	17
Olaf Petersenn	
Unterwegs im hermeneutischen Zirkel.	
Vom Leben und Schreiben Dieter Wellershoffs	27
Albert von Schirnding	
Ein Meister des unaufgeregten Stils.	
Persönliche Anmerkungen zu Dieter Wellershoff	37
Walter Delabar	
Simulation und Sozialisation.	
Dieter Wellershoffs Plädoyer für eine nützliche Literatur und seine Aktualisierung durch Roger Silverstone	43
James H. Reid	
Dieter Wellershoff, Heinrich Böll und der Kriminalroman	65
Thomas Stölzel	
Den Tiefengehalt einer Situation erkunden.	
Dieter Wellershoffs autobiographische Prosa als eine „Arbeit des Lebens“	77
Wilhelm Amann	
Der Verführer, das „Geständnistier“.	
Don Juan in Dieter Wellershoffs Erzählung „Die Körper und die Träume“	97

Hajo Steinert	
Der Seelenforscher.	
Über Dieter Wellershoffs Romane „Der Liebeswunsch“ und „Der Himmel ist kein Ort“	113
Oliver Sill	
Wahlverwandtschaftsarithmetik.	
Zur Bedeutung von Goethes „Wahlverwandtschaften“ für Dieter Wellershoffs Roman „Der Liebeswunsch“	119
Karl Prümm	
Kinostücke.	
Filmorientierungen und Filmresonanzen bei Dieter Wellershoff – mit einer Analyse der Romanverfilmung „Der Liebeswunsch“	139
Georgeta Vancea	
Die Poesie des Herzens und die Prosa der Verhältnisse.	
Dieter Wellershoff und die Literatur des Begehrens	157
Manfred Durzak	
Erzählerische Recherchen im „normalen Leben“.	
Zu den Erzählungen Dieter Wellershoffs in seiner Sammlung „Das normale Leben“	177
Dieter Wellershoff	
Briefe 2005-2010	191
Werner Jung/Jochen Schubert	
Kommentare Wellershoff-Briefe	241
Gabriele Ewenz	
Bibliographie Dieter Wellershoff 2000-2010	249